Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: 90 ₰ monatl., 2.70 ₰ vierteljährl. Bei unseren Filialen u. Annahmestellen abgeholt: 75 ₰ monatl., 2.25 ₰ vierteljährl.

Durch die Post:

innerhalb Deutschland und der deutschen Kolonien vierteljährl. 3.00 ₰, monatl. 1.20 ₰ ausschl. Bestellgeld. Ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden, Schweiz u. Spanien. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Geschäftsstelle des Blattes erhältlich.

Das Leipziger Tageblatt erscheint 2mal täglich, Sonn- u. Feiertags nur morgens. Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Einzelverkaufspreis der Morgenausgabe 10 ₰, der Abendausgabe 5 ₰.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse 8.

Fernsprecher: 14692, 14693, 14694.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene 50 mm breite Petitzeile 25 ₰, die 74 mm breite Reklamezeile 1 ₰. von auswärts 30 ₰, Reklamen 1.20 ₰; Inserate von Behörden im amtlichen Teil die 74 mm breite Petitzeile 40 ₰.

Geschäftsanzeigen mit Platzvorschriften und in der Abendausgabe im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagegebühr 5 ₰ p. Tausend exkl. Postgebühr.

Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Haupt-Filiale Dresden: Seestraße 4, 1 (Telephon 4621).

Nr. 274. Dienstag, den 4. Oktober 1910. 104. Jahrgang.

Aus „Haß der Städte".

Zum Kampfe um Tempelhofer Feld.

Wir haben unsern Lesern schon mehrfach von dem großen Streit Mitteilung gemacht, der in Berlin um das Tempelhofer Feld entbrannt ist; hierzu gehen uns noch folgende Ausführungen unseres Berliner Mitarbeiters zu, die gewiß lebhaftes Interesse erwecken werden.

*

Der alte Uhlandsche Genetivus objectivus ist heute noch so lebendig wie im gesegneten Mittelalter. Wenn die trefflichen Herrenmenschen vom Lande nach Berlin kommen und die Wonnen unserer Kneipen, unserer Theater, unserer Kabaretts, unserer hellerleuchteten Bummelstraßen, unserer Ballokale und Nachtrestaurants schlürfen, so ist ihren fröhlichen Gesichtern gewiß nichts vom „Haß der Städte" anzumerken. Aber wenn sie wieder zu Hause sind, dann schütteln sie sehr bedenklich den Kopf über das sittenlose Spreebabel, und der alte Groll gegen diese Millionenansammlung liberaler und demokratischer Menschen erwacht wieder. Es ist in Preußen Tradition, daß alles, was sich konservativ nennt, den Großstädten und besonders dem Wasserkopf der Monarchie" nicht die Butter auf dem Brot gönnt, und es versteht sich von selbst, daß die Regierung sich diese liebenswürdige Stellungnahme gegenüber der Kaiserresidenz als Gemeinde zu eigen macht. Für Berlin komplizieren sich die Schwierigkeiten, mit denen es auf solche Weise zu kämpfen hat, noch durch den Mangel an Sympathien im weiten Deutschland, wo man seinem Riesenaufschwung ebenso mit mehr Mißgunst als Anerkennung zusieht. So gibt es denn in unserem ganzen Vaterlande tatsächlich keine Körperschaft, die mit so viel Abneigung, Neid und Scheelsucht zu kämpfen hat wie die Stadt, die sich mit ungeheurer Energie zum wirtschaftlichen und geistigen Zentrum unseres nationalen Staatengebildes emporgearbeitet hat, und der darum die Bewunderung der ganzen Welt gilt. Mein Gott, ja: diese großen Städte lassen gewiß viele Lebenswünsche unbefriedigt, und es bedarf zu einer gesunden Blüte unserer Kultur der Korrelate. Ich wohne auch lieber am Wannsee als in Berlin, lieber in Lindhardt als in Leipzig. Aber soll man darum den Großstädten die Möglichkeit verwehren, innerhalb des Kreises, der ihnen nun einmal angewiesen ist, sich sinnvoll zu entwickeln? Man kann sie ja doch wohl nicht vom Erdboden vertilgen. Wozu ihnen also fortwährend Steine in den Weg schieben?

Ein klassisches Beispiel für die unglaubliche Behandlung, die der Kommune Berlin durch die Regierungsbehörden dauernd zuteil wird, ist der Verkauf des Tempelhofer Feldes, über den man mit der Verwaltung der Hauptstadt Jahre hindurch Verhandlungen pflog, um dann plötzlich — mit der kleinen Nachbargemeinde Tempelhof abzuschließen. Die Stadt hatte hier den Plan zu einem großen und bedeutungsvollen Kulturwerk gefaßt. Bürgermeister Dr. Reicke, der sich mit unablässigem Eifer diesem schönen Werke widmete, hatte schon vor Jahr und Tag darauf hingewiesen, als er im Rathause beim Jubiläum der Städteordnung in einer seiner glänzendsten Reden, in Gegenwart des Kaisers und des Reichskanzlers Fürsten Bülow, davon sprach, daß sich auf dem Tempelhofer Felde die Möglichkeit bieten könnte, einmal die ganze Fülle der geläuterten modernen Ideen von den Aufgaben des Städtebaues in die Tat umzusetzen. Es wurde viel bemerkt, daß der Kaiser nach dieser Rede den Bürgermeister besonders freundlich und angelegentlich ins Gespräch zog. Es zweifelte im Grunde niemand mehr daran, daß der Verkauf des westlichen Feldes, für das der bisherige Besitzer, der Militärfiskus, keine Verwendung mehr zu haben erklärte, an Berlin zustande kommen werde. Und ganz abgesehen von der Tatsache, daß sie endlich einmal Berlin eine Gelegenheit bieten würde, sich selbst zu erweitern und nicht immer wieder alle Vorteile seines großartigen Wachstums den selbständigen Vorortgemeinden zugute kommen zu lassen, freute man sich darauf, hier in naher Zukunft so etwas wie das Musterbild eines Stadtviertels aufsteigen zu sehen, in dem alle Forderungen praktischer, sozialer, hygienischer, ästhetischer Natur Erfüllung fänden, die man seit langer Zeit für die Gestaltung unserer großen Siedelungen aufgestellt hatte.

Die Städtebauausstellung des letzten Frühjahrs faßte das Interesse für diese Forderungen aufs neue an und trug das Verständnis dafür in weite Volkskreise. Und neben den preisgekrönten Projekten des Wettbewerbs Groß-Berlin fesselte auf der Ausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit nichts stärker, als der Spezialentwurf, den Baumeister Hermann Jansen, der Hauptsieger in jener Konkurrenz, für die Bebauung des Tempelhofer Feldes präsentierte. Die Art, wie Jansen hier das große Gelände aufgeteilt, wie er für einen praktischen und doch malerischen Grundriß des Straßennetzes, für eine Trennung vom Verkehrs- und Geschäftsadern und ruhigen Wohnbezirken, für gute Verbindungen, für die notwendige Anlage von freien Plätzen, Gärten, Wiesenflächen, Spiel- und Sportplätzen gesorgt hatte, fand den lauten Beifall aller Kenner. Es war eine geniale städtebauliche Leistung, und wenn sie Wirklichkeit geworden wäre, so wäre im Süden Berlins etwas entstanden, was vielleicht auf Jahrhunderte hinaus als Vorbild und Muster für die Architekten aller Erdteile hätte gelten können.

Nun hat die Regierung durch diesen wahrhaft großen und guten Plan einen plumpen Strich gemacht. Von der politischen Seite der ganzen Angelegenheit, die noch das Parlament beschäftigen wird, sei hier gar nicht gesprochen. Nur von der Kulturfeindlichkeit, die implizite im Vorgehen der Staatsbehörde liegt. Denn man täusche sich nicht über die wahren Folgen des Verkaufs an Tempelhof, wenn der Reichstag ihm ratifiziert. Es handelt sich nicht darum, daß einfach an Stelle Berlins eine andere Gemeinde tritt, die nun eben die bestehenden Absichten und Pläne übernimmt. Die Gemeinde Tempelhof gibt ja in Wirklichkeit nur den Namen des Käufers her, als der im Grunde zwei private geschäftliche Körperschaften, eine große Bank und eine Terraingesellschaft, zu betrachten sind, die natürlich im Grunde ihres Herzens einzig und allein geschäftliche Zwecke verfolgen. Natürlich, diese Gesellschaften wissen auch, daß sie ganz ohne freie Plätze und grüne Bäume bei der Bebauung nicht auskommen können, daß sie unter Umständen mehr Geld verdienen, wenn sie sich ein wenig von den Lehren der Städtebauausstellung abfärben lassen. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob diese künstlerischen und sozialen Interessen von einer großen Kommune wahrgenommen werden, die Rücksichten auf das Allgemeinwohl als einen wichtigsten Teil ihrer Pflichten ansieht, oder ob eine Erwerbsgesellschaft sich halb widerwillig und ohne innere Anteilnahme zu solchen Zugeständnissen bequemt. Hier sitzt der Kardinalpunkt der ganzen Sache! Man hat im sogenannten „Bayrischen Viertel" in Berlin-Schöneberg von der „Städtekunst" der Herren, die jetzt beim Tempelhofer Felde leider als Sieger aus dem Streit hervorzugehen scheinen, eine Kostprobe erhalten. Sie ist zum Rasendwerden! Enge Straßen mit himmelhohen Häusern. Kaum ein freier Fleck, und wo er ist, so winzig, daß er nicht den hundersten Teil des Bedürfnisses deckt, und so unsinnig angelegt, daß auch diese Winzigkeit nicht ins Gewicht fällt. Das schrecklichste ist die Viktoria-Luise-Platz, natürlich gar kein richtiger Platz im Sinne alter gute Städtekunst, sondern nichts als eine kreisrunde Straßenkreuzungserweiterung, um die gutsichend, lärmend, wie toll die elektrischen Bahnen herumsausen — auch eine „Erholungsstätte"! Wie werden die Gesellschaften nun erst da draußen wirtschaften! Sie werden auf dem Tempelhofer Felde wahre Orgien ihrer Geschmacklosigkeit feiern. Ich sehe schon die fünfstöckigen Häuser, die licht- und luftlosen Gassen, die ornamentüberklebten Fassaden, die Pseudoplätze vor mir. Denn es heißt ja doch Geld schaffen, Raum ausnutzen, hohe Dividende erwirken, Verdienst herauslocken! Es kann wirklich hübsch werden.

Das ist's: die Regierung konnte ein Kulturwerk von unabsehbarer Bedeutung fördern. Sie tut es nicht, sondern liefert den Platz, auf dem es aufgebaut werden sollte, der goldgierigen Spekulation aus. Und warum? Aus „Haß der Städte" . . .

Max Osborn.

Politische Nachrichten.

Streikunruhen in Deutz.

Die verurteilenswerten Ausschreitungen in Moabit machen Schule. In Deutz bei Köln haben am Montagabend Straßenunruhen stattgefunden, die lebhaft an die Moabiter Vorgänge erinnern. Telegraphisch wird gemeldet:

Köln a. Rh., 4. Oktober. (Tel.) In dem Vorort Deutz kam es gestern abend zu schweren Ausschreitungen. Bei Arbeiten an der Umwallung waren die Arbeiter eines Unternehmers in den Ausstand getreten; an ihrer Stelle waren auswärtige Arbeiter beschäftigt worden. Als diese unter polizeilicher Bewachung nach dem Bahnhofe geführt wurden, um die Heimfahrt anzutreten, stürzte sich eine Menge von etwa 200 Personen auf die Arbeitswilligen und die sie begleitende Polizeimannschaft. Es kam zu einem förmlichen Handgemenge. Ein Bombardement von Steinen überschüttete die Beamten, die, nur fünf Mann stark, sich zurückzogen. Als die vom Polizeipräsidium aus 7 Revieren zusammengezogene Polizeimannschaft in Deutz eintraf, hatte sich die Menge zurückgezogen. Wie gemeldet wird, hält die Polizei zurzeit die Ordnung aufrecht, es werden aber weitere Unruhen befürchtet.

Plötzliche Arbeitseinstellung.

Hamburg, 4. Oktober. (Tel.) In der Maschinenfabrik von Heidenreich & Harbeck legten gestern 160 Arbeiter plötzlich die Arbeit nieder, weil sie behaupteten, sie würden mit Streikarbeit beschäftigt.

Reichstagsersatzwahl in Wehlau—Labiau.

Durch den bereits mitgeteilten Tod des Reichstagsabgeordneten Arendt-Labiau ist eine Ersatzwahl im Kreise Labiau—Wehlau nötig geworden. Der Wahlkreis, in dem 1876 Prinz Friedrich Karl von Preußen in den Norddeutschen Reichstag gewählt worden war, wurde 1871—78 nationalliberal und 1881—84 freisinnig vertreten, ist seitdem aber konservativer Besitz. Bei der letzten Wahl im Januar 1907 wurden 11 575 konservative, 3179 sozialdemokratische und 1760 freisinnige Stimmen abgegeben. Diesmal wird das Stimmenverhältnis freilich ganz anders werden. Wir hoffen, daß die beiden liberalen Parteien einen gemeinsamen Kandidaten aufstellen.

Fortschrittlicher Frauentag.

Frankfurt a. M., 4. Oktober. (Tel.) Der heute hier stattfindenden Eröffnung des fortschrittlichen Frauentages ging gestern eine große Versammlung im Saale des Kaufmännischen Vereinshauses voraus. Den Vorsitz führte Frau Martha Zietz. Nach langer Diskussion wurde eine Resolution angenommen, in der betont wird, daß die Mitarbeit an der Fortschrittlichen Volkspartei eine Pflicht aller entschieden liberal gesinnten Frauen sei. Die Versammlung sieht in der Anerkennung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Frauen eine selbstverständliche Folge der liberalen Grundsätze und erwartet, daß die Mitarbeit der Frauen zu dieser Anerkennung durch das Parteiprogramm führen wird.

Antimilitaristische Kundgebung in Brest.

Paris, 4. Oktober. (Tel.) Wie aus Brest gemeldet wird, fand auf dem dortigen Bahnhof anläßlich der Abfahrt der Rekruten eine antimilitaristische Kundgebung statt, bei der mehrere hundert Rekruten vor Abgang des Zuges die Internationale sangen und Rufe: „Nieder mit der Armee! Die Fahne auf den Misthaufen!" ausstießen. Die Polizei, die einschreiten wollte, wurde verhöhnt. Ein Matrose der Kriegsflotte, der angeblich an der Kundgebung teilgenommen hatte, wurde verhaftet.

Die Arbeiterbewegung in England.

Manchester, 4. Oktober. (Tel.) Hier herrschte während des gestrigen Tages große Unsicherheit über den Stand der Einigungsverhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der Baumwollenindustrie, die noch dadurch verschärft wurde, daß verschiedene Fabriken ihre Tore wieder geöffnet hatten und erklärten, daß die schwebenden Fragen im Laufe des Nachmittags ihre Erledigung finden würden. Eine zu abends einberufene Versammlung der Arbeiter erklärte jedoch, daß man auf keinen Fall auf eine Abänderung der von den Arbeitern gemachten Vorschläge eingehen könne, wie sie den Baumwollenspinnereibesitzern wegen des entlassenen Arbeiters Howe unterbreitet wurden. Die Aussperrung müsse demnach fortdauern. Es gelangte eine Tagesordnung zur Annahme, in der es heißt: Wenn unsere Vorschläge bezüglich des Arbeiters Howe durch die Baumwollenspinnereibesitzer nicht angenommen werden, so können wir unserseits auch die Vorschläge der Besitzer nicht akzeptieren.

London, 4. Oktober. (Tel.) Die gestrigen Einigungsverhandlungen zwischen den Spinnereibesitzern von Süd-Lancashire und den Vertretern von 150 000 ausgesperrten Arbeitern sind gescheitert. Die Aussperrung dauert fort. Das Ende des Streikes ist nicht abzusehen.

24]

Die Frau im Spiegel.

Von G. W. Appleton. (Autorisierte Uebersetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Ich war natürlich sehr neugierig, die Bedeutung von Baron Romers Besuch zu erfahren, insbesondere, weil er zu so ungewöhnlich früher Morgenstunde erschien.

Da ich indes dieses neue Rätsel nicht lösen konnte, kehrte ich zu meinem Frühstück zurück. Ich war mit dem Verlaufe der Unterredung mit meinem Chef wohl zufrieden, die ich mir so stürmisch vorgestellt hatte. Behaglich ließ ich mich am Tische nieder. Leider war das Frühstück mittlerweile erkaltet. Doch das bekümmerte mich wenig, und so machte ich mich wieder an meinen Schinken mit Ei. In diesem Augenblick ging die Tür abermals auf, und herein kam Marie mit einer neuen Auflage, die mein Zimmer mit gefälligem Duft erfüllte.

„Bei Gott, Marie", sagte ich, „Sie sind doch ein liebes Kind. Und wissen Sie auch, daß Sie sehr hübsch sind?"

„Aber, Herr Lart", erwiderte sie lächelnd und errötend, „Sie wollen sich nur lustig über mich machen."

„Keine Rede, Sie wissen es ja selbst, Marie, denn ich glaube, daß Sie gelegentlich ganz gerne in den Spiegel schauen."

„Das muß ich schon — wenn ich mein Haar mache", erwiderte sie zimperlich.

„Ja, ja, und hübsches Haar haben Sie — und eine solche Menge!"

„Wirklich?"

„Tatsächlich! Sie kleiner Schelm, Sie wissen es ganz genau! Uebrigens haben Sie beiläufig den Herrn gesehen, der eben gekommen ist?"

Das Mädchen blickte mich erstaunt an.

„Was für ein Herr?" fragte Marie. „Ich habe die Gartenglocke nicht läuten hören."

„So? Aber Sawkins ist doch vor wenigen Minuten herausgekommen und hat die Karte eines Herrn überbracht, der drunten warte und Herrn Golidy zu sprechen wünsche."

„Seltsam", sagte sie nachdenklich. „Sawkins wird ihn eben haben kommen sehen und ließ ihn ein, bevor er geläutet hat. Ich habe auch niemand reden hören, und doch sind alle Türen auf, mit Ausnahme von Herrn Golidys Arbeitszimmer. Da darf ja niemand hinein."

„Warum denn?"

„Ich weiß nicht. Die Tür ist stets geschlossen. Nur Sawkins hat Zutritt. Sonst niemand."

„Und sind Sie nie darin gewesen?" fragte ich jetzt voller Neugier.

„Nie, Herr Lart. Die Köchin und ich nennen es das „Blaubartzimmer", das man auf dem Theater sieht. Wie ich Ihnen sagte, wimmelt es in dem Hause von Geheimnissen — für mich allerdings nicht mehr lange."

„Seltsam", sagte ich. „Aber das bringt mich wieder darauf, daß Sie mir etwas erzählen wollten, als vorhin Herr Golidy hereinkam, etwas von lachenden und singenden Frauen und Pfropfenknallen."

„Ach ja, richtig. Ich erinnere mich jetzt. Also ich schlich zur Türe, wie ich Ihnen erzählte, und da ich dort nicht genügend hörte, ging ich auf den Vorplatz, den oberen Vorplatz, wissen Sie, wo ich mein Zimmer habe, und da hörte ich den Lärm noch besser. Ich konnte aber nicht herausbringen, wo er her kam, wenn mir's auch war, als komme er von der Hinterseite des Hauses. Daher stieg ich die Treppe hinauf zum Giebelfenster, das auf den Garten hinausgeht."

„Den rückwärtigen Garten?"

„Jawohl."

„Sie sind natürlich schon dort gewesen?"

„Nur ein Stückchen, von der Küche aus. Der Rest ist durch eine Mauer abgesperrt."

„So? Aber man kann ihn von diesem Giebelfenster aus sehen, nicht?"

„Jawohl."

„Ein großer Garten?"

„Ziemlich groß, was haben Sie gesehen?"

„Elektrisches Licht zwischen all den Bäumen, hell wie am Tage, und Licht, das aus einigen Fenstern vom Hause herausdrang, wo ich doch wußte, daß das Gas ausgedreht war und Herr Golidy schlief — und im ganzen Hause kein solches elektrisches Licht ist — und ein Gelächter und Geschrei, das ruhig weiter ging! Mir lief es kalt den Rücken hinab, ja, das dürfen Sie mir glauben. Ich schlüpfte rasch wieder hinunter in mein Bett, klappernd vor Schreck — und am nächsten Morgen habe ich gekündigt."

Ich schwieg einen Augenblick, indem ich mir genau überlegte, was sie mir erzählt hatte. Plötzlich fiel mir etwas ein.

„Noch etwas, Marie", sagte ich. „Sind Sie ganz sicher, daß Sie außer der Köchin und Ihnen selbst nie ein weibliches Wesen im Hause gesehen haben?"

Das Mädchen errötete. Als ich bemerkte, daß sie mich zögernd anblickte, fügte ich hinzu:

„Seien Sie aufrichtig mit mir, Marie, Sie haben sicher jemand gesehen!"

Sie schaute sich ängstlich um, dann beugte sie sich zu mir nieder und flüsterte mir ins Ohr:

„Doch, Herr Lart, ich habe einen Geist gesehen oder ein Weib oder was es sonst gewesen ist. In diesem Zimmer da. Es war an dem Tage, wo ich gekündigt habe. Ich kam herein, um Ihre Bettwäsche zu wechseln, und so wahr ich hier mit Ihnen rede, sah ich gerade noch die Schleppe von einem Frauenkleide in Ihr Schlafzimmer hineinschlüpfen und hörte sie auch rauschen, weil sie aus Seide mit Glasperlen oder dergleichen war. Das ist mir eine nette Entdeckung, sagte ich bei mir, aber da es am hellen Tage war und kein Mannsbild zu sehen, das mich hätte schrecken können, ging ich geradeswegs in das Zimmer hinein, um zu sehen, wer es sei, und was sie zu ihrer Entschuldigung vorzubringen habe. Aber als ich in das Zimmer trat, war keine Menschenseele darin. Ich schaute in den Schrank und unter das Bett, und dann überrieselte es mich eiskalt, und ich bin seither nicht mehr in dem Zimmer gewesen. Aber nicht wahr, Herr Lart, Sie sagen davon kein Wort zu Herrn Golidy, sicher nicht? Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich nichts davon verraten hätte."

„Machen Sie sich nur keine Sorgen, Marie", sagte ich. „Er wird von mir keine Silbe davon erfahren."

Plötzlich legte sie den Finger auf die Lippen. „Er kommt die Treppe herauf", flüsterte sie und begann mit großem Eifer die leeren Teller auf das Servierbrett zu stellen. Ich selber lehnte mich nachlässig in meinem Stuhle zurück und blickte harmlos in die Luft, als Herr Golidy wieder eintrat.

„Einen Moment", sagte Marie und machte ein ganz unnötiges Geklapper, das, wie ich mir dachte, sicherlich den Argwohn eines mißtrauischen Menschen erregt haben würde. Aber augenscheinlich war Herr Golidy nicht von argwöhnischen Gedanken heimgesucht. Er nickte freundlich zur Antwort, ließ sich auf einem Stuhle nieder und wartete ruhig, bis das Mädchen das Zimmer verlassen hatte. Dann faßte er mich ins Auge und sagte, mit, wie mir schien, plötzlichem Ernste:

„Seltsamerweise scheint der Baron Romer ein Nachbar von mir zu sein."

Ich war nahe daran zu erwidern, daß mir dieser Umstand wohl bekannt sei, aber zur rechten Zeit nahm ich mich noch zusammen und sagte nur:

„Wirklich?"

„Ja", fuhr er fort. „Und der Grund zu seinem Besuche war recht eigenartig. Er kam, um sich über Sie zu beklagen."

„Ueber mich?" fragte ich erstaunt, aber lachend. „Sie machen mich neugierig, Herr Golidy. Worüber beklagt er sich denn?"

„In wenigen Worten über folgendes: er hat aus irgend einer Quelle, wie er sagt, in Erfahrung gebracht, daß man Sie in Paris gegen ihn eine ernsthafte und, wie er es bezeichnet, verleumderische Anschuldigung hat erheben hören, gesprächsweise, wie er behauptet. Er versichert, daß das im Grand Hotel vorgefallen ist. Mir kommt es ganz unbegreiflich vor, daß er Ihren Namen kennt und daß er weiß, daß Sie mein Privatsekretär sind und zwei Tage im Grand Hotel gewohnt haben. Wie er meinen Namen und meine Adresse erfahren hat, das weiß der Kuckuck. Er weigerte sich, mir über diesen Punkt irgendwelche Auskunft zu erteilen. Jetzt besinnen Sie sich einen Moment, Herr Lart! Sind Sie ganz sicher, daß Sie sich keine Indiskretion haben zu Schulden kommen lassen und daß Sie niemand gegenüber den Baron erwähnt haben?"

„Ich habe nur mit Herrn Le Noir über ihn gesprochen."

Ich schwieg einen Augenblick und überlegte, ob ich ihm von dem Gespräche Mitteilung machen sollte, das Le Noir belauscht hatte und von dem er mir erzählt hatte. Herr Golidy beobachtete mich stillschweigend. Auf jeden Fall konnte es nichts schaden, und so fügte ich hinzu:

„Herr Le Noir hat mir noch etwas von dem Baron erzählt, was ich vorhin vergaß, Ihnen mitzuteilen. Aber darauf kann sich der Unwille des Barons nicht beziehen. Außer mit dem französischen Detektiv, dem Inspektor Beale, Herrn Vignaud und Ihrem Freunde, dem Herrn von Montpelier, habe ich mich in Paris überhaupt mit niemand unterhalten. Den Nachmittag des ersten Tages habe ich in St. Cloud

SLUB
Wir führen Wissen.